



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Daiber, Albert: Im Lande des Kondors : Plaudereien aus Chile. 4. Santiago

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lautet die menschenkundige Antwort auf einen Borgversuch (III suppl. 11411). Wenn ebensogut wie alle Stände und Gewerke auch die Spättrinker, Langschläfer und Spitzbuben ihren Kandidaten für den Bürgermeisterposten von Pompeji aufstellen und empfehlen, so ist das ihr heiteres Recht (IV 575 f., 581). Wer sich an der Inschrift: „Wer mich zu Tisch nicht lädt, ist der reine Barbar“ (ebenda 1880) oder an der feierlichen Geburtsanzeige des Eselchens (1555) erheitert, wem die artigen und unartigen Liebes- und Wirtshauszzenen mit ihren Randglossen ein Lächeln abzwängen, wird doch zugeben müssen, daß ein eigentlicher Witz damit sehr selten verbunden ist. Er kann sich auch nur selten einstellen; denn der Witz ist in der Regel eine Antwort auf eine Frage, eine Bemerkung oder auch auf ein Tun. Das alles fehlt meist ganz, oder wenn es da ist, gibt es sehr selten die Grundlage zu einer witzigen Replik. So fehlt es auch in Pompeji nicht für uns an erheiternden Äußerungen und Szenen, wohl aber an solchen, die wir unsrer Sammlung einverleiben möchten, wenn es auch dem Volke sicher nicht an Witz gefehlt hat, aus dessen Nachbarstadt Atella für Rom ein nationales Possenspiel erwuchs.

Eins aber fehlt dem ganzen Römervolke, der Bruder oder der Meister des Witzes, den er spielen läßt, und der selbst mit ihm spielt, der Humor; kaum daß bei dem menschlichsten und modernsten der römischen Dichter, Horaz, etwas von dieser Saite auf der Leier der menschlichen Gefühle erklingt. Das Volk des logischen Verstandes war imstande, der Welt die großen Juristen, nicht aber auch Humoristen zu geben; dem rücksichtslosen Weltzertreter steht die Sammetbürste des Humors nicht an, nur die Kratzbürste des Spottes; es fehlt ihm der sentimentale Zug, der dem Humor eigen ist. Die Zwiegestalt, die mit dem einen Auge lächelt und im andern die Träne zerdrückt, ist eine Gottheit der germanischen Rasse und ist es geblieben bis in unsre Zeit.



Im Lande des Kondors

Plandereien aus Chile von Albert Daiber

4. Santiago



Wenn Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist, so gilt dies besonders auch von Chile. Als ich nach kurzem Aufenthalt in Valparaiso eines Morgens der Eisenbahnstation Puerto zustrebte, um nach Santiago zu fahren, meinem eigentlichen Reiseziel, wo mir akademische Tätigkeit an der dortigen Universität winken sollte, da hatte ich eben die Rechnung ohne die eigentümlichen Zustände des Landes gemacht, wo die Politik alles beherrscht — auch die Wissenschaft. Ich hatte von meinen Bekannten Abschied genommen ohne Ahnung davon, daß ich nur wenig Wochen abwesend sein und später einen langen Aufenthalt in Valparaiso machen würde. Ein prachtvoller Sommernorgen

voll köstlicher Frische gab mir Mut, dem Unbekannten mit Hoffnungsfreudigkeit entgegenzuziehen. Diese sollte jedoch sehr rasch einen ersten Stoß erhalten. Ich hatte es unterlassen, mich nach dem Preise meiner Fahrkarte von Valparaiso nach Santiago zu erkundigen. Mit zwei Banknoten zu zehn Pesos in der Hand verlangte ich an der Kasse mein Billett für den Expresszug. Der Beamte warf es mir zu, nachdem er mit kühnem Griffe meine beiden Banknoten an sich genommen hatte, nebst 55 Centavos als Differenz. Mit Erstaunen lese ich \$ 9,45 I^a Clase Espresso Valparaiso Puerto-Santiago Alameda. Auf mein Rufen und Pochen am Schalter erscheint endlich der Beamte wieder, der nach meiner Abfertigung auffallend rasch verschwunden war. „Ich habe Ihnen zwei Banknoten zu je zehn Pesos gegeben,“ sagte ich etwas entrüstet; „das Billett kostet aber nur 9,45 Pesos, mithin schulden Sie mir außer den 55 Centavos noch zehn Pesos.“ Ich vergesse das häßliche Lachen nie, das der Beamte auf meine Reklamation hin anschlug. Was will denn so ein grüner Gringo? Kaum erst ins Land gekommen, braucht er sich nicht zu beschweren, wenn ich ihn rupfe; so etwa mochte der Mann denken, als er mir keck erwiderte: „Ich habe heute noch gar keine Banknoten zu zehn Pesos eingenommen; da, sehen Sie her!“ Mit diesen Worten zog er eine Schublade auf, in der allerdings meine beiden Zehn-Pesos-Noten nicht lagen, dagegen die anders gefärbten kleinern Wertzeichen von ein, zwei und fünf Pesos. Was sollte ich tun? Der Dialektik des Chilenen, der mich nun, da ich verduzt dastand, mit einem Wortschwall übergoß, war ich nicht gewachsen, und so zog ich als der Geschlagne ab, um zehn Pesos zwar ärmer, aber um eine wichtige Erfahrung reicher. Und über dieses Debut war ich bei näherer Reflexion nicht einmal stark aufgebracht; ich zog die Konsequenzen und wurde nachher nie wieder direkt begaumert.

Auf dem Perron stand der Zug. Zudringlich und frech trieben sich die Zeitungsjungen herum, zum Teil mit Gesichtern, die den Stempel des künftigen Verbrechers trugen. Die Passagiere stiegen nach und nach ein. Eine Gepäckkontrolle gibt es in Chile nicht; jeder nimmt mit in den Wagen, was er eben will. Wegen der angeborenen Höflichkeit der Chilenen bessern Standes gibt es keine Beschwerde; ja sie ertragen mit bewunderungswürdiger Nachsicht persönliche Einengungen durch Passagiergepäck. Wie würde in solchem Falle bei uns gewettert werden! Der Expresszug soll in etwa fünf Stunden die 184 Kilometer lange, sehr gewundene Bahnstrecke von Valparaiso bis Santiago zurücklegen. Ich sage absichtlich: er „soll“; denn gewöhnlich braucht er mehr Zeit dazu, fährt länger, auch wenn sich nicht, wie dies häufig der Fall ist, Unvorhergesehenes ereignet, wie Geleisversperrung durch Vieh, Brand einer Wagenachse, Entgleisung und dergleichen Kleinigkeiten mehr. Über dies alles aber setzt man sich in Chile hinweg. Es ist zu alltäglich, und wehe dem, der sich nicht daran gewöhnen kann! Einem solchen Menschen wäre es besser, er wäre nie nach Chile gekommen! Der Stationsvorsteher klatscht in die Hände zum Zeichen der Abfahrt; die Glocke der Lokomotive läutet; der Zug setzt sich langsam in Bewegung und nimmt noch eine Menge blinder Passagiere mit, die auf die Trittbretter der Wagen springen und ein paar Stationen frei auf Kosten des Staats mitfahren. Wie viele wohl los ferrocarriles del Estado umsonst benutzen?

Links liegt das Meer, ein ewig schöner Anblick. An verschiedenen Stationen, Bellavista, Baron, die noch zu Valparaiso gehören, hält der Zug. Dann passiert er einige Forts, die zum Schutze der Bucht von Valparaiso errichtet sind, und verläßt bei Viña del Mar endgiltig die unmittelbare Nähe der See. Viña del Mar, ein Villenort mit üppiger Vegetation, mutet, von der Bahn aus gesehen, jetzt wo die Natur in vollstem Blühen und Weben ist, ungemein an. Hier möchte ich wohnen, leben, denke ich beim Vorüberfahren. Auch die Station Salto, förmlich versteckt im Grün der Bäume, gefällt mir. Dann windet sich die Bahn durch enge Einschnitte der Küstencordillera, an dem um diese Zeit fast trocknen Bette des Aconcagua vorüber, mehr landeinwärts. Mit Entzücken genieße ich von meinem Fenster aus die wechselnden Bilder der chilenischen Landschaft und bewundere immer von neuem wieder die unvergleichlich durchsichtige Luft, die mich in ihren Effekten an die Wüste erinnert. Gegen die größere Station Limache zu schieben sich schon in stattlicher Höhe die Ausläufer der Cordillera, unter denen sich der „Glockenberg,“ die Campana, stolz abhebt.

Quillota, die Blumenstadt, ist erreicht. Hier ist die Landschaft äußerst anmutend, malerisch. Ein flaches, breites Tal, gut bewässert, in herrlicher Fruchtbarkeit, verrät die fleißigen Hände vieler seiner Bewohner. Das tiefe, satte Grün der Gärten mit ihren Feigen-, Orangen- und Zitronenbäumen, den Palmen und andern Kindern tropischer Herkunft bildet einen stimmungsvollen Kontrast gegen die umliegenden hohen, kahlen Berge. Bei Lai-Lai ist ungefähr die Hälfte der Bahnstrecke nach Santiago zurückgelegt. Hier zweigt die Schmalspurbahn nach Los Andes ab, eine Bahn, die Chile mit Argentinien bis heute zwar noch nicht völlig verbindet, immerhin aber im hiesigen Sommer einen raschen Übergang über die Cordillera nach Buenos Aires ermöglicht und auf diese Weise einen relativ schnellen Post- und Personenverkehr zwischen Chile und Europa gestattet. Wird Quillota mit Recht die Stadt der Blumen genannt, so ist Lai-Lai die Stadt der Früchte. Von Erdbeeren, Pfirsichen, Frühbirnen in ungeahnter Schönheit und Größe wimmelt es förmlich auf der Station, an der der Zug längern Aufenthalt hat; er muß hier den von Santiago herunterkommenden Expreß an sich vorbeilassen, bevor er weiter dampfen darf. Waren mir bis hierher unterwegs schon ganze Plantagen von Wein, Rußbäumen in der unmittelbarsten Nähe des Bahnkörpers aufgefallen, so hatte ich nun auch Gelegenheit, den Reichtum des Landes an Vieh zu bewundern, das sich in mächtigen Rinder- und Pferdeherden auf den großen Matten der Täler frei herumtrieb. Pappelbäume, wie es scheint besonders bevorzugt in Chile, säumten die Wiesen, und prachtvolle Trauerweiden, ganze Haine bildend, erfreuten mein Auge. Brombeeren, unheimlich wuchernd, oft unzugängliche Dickichte formend, gaben lebendige Hecken ab, oder sie schwangen sich quirlendförmig von Baum zu Baum, diese durch ihre Umarmung förmlich erstickend, mit Sicherheit nach und nach abtötend. Solch kolossale Brombeerwucherung sah ich hier zum erstenmal. Ohne Übertreibung kann man hier den Ausdruck anwenden, den man bei uns so oft ungerechtfertigterweise hört: „Billig wie Brombeeren,“ und als Illustration zu einem schweren Übel kann ich gleich

hinzufügen: „Lästig, unausrottbar wie chilenische Brombeeren.“ Alle Versuche der Vertilgung waren bis jetzt erfolglos.

Hinter *Uai-Uai* erst beginnt die Erklümmung der Höhe. Mehr und mehr, je höher wir steigen, nimmt die Landschaft wüstenartigen Charakter an. In ihr herrscht der *Quiscofaktus* (*Cereus*) vor. Viele Exemplare dieses Säulenfaktus, kandelaberartig verzweigt, mit großen Blüten, unvergleichlich schön in Form und Farbe (rot und weiß), imponieren durch ihre gigantischen Größenverhältnisse. Oft sind sie über sieben Meter hoch! Kräftig und saftreich gedeihen sie hier auf dem steilen, sandigen Boden des Bergplateaus der *Cordillera de la Costa*, und ihr merkwürdiges Gedeihen ist nur dadurch erklärlich, daß sie keine Feuchtigkeit aushauchen. Ihre Nahrung nehmen sie nicht nur durch die Wurzel, sondern namentlich auch durch Stengel und Blattoberfläche aus der Luft auf. Dazwischen wächst da und dort *Coliguerohr*, und *Bromeliaceen* (*Cardones*) verraten die Nähe menschlicher Wohnungen. An steilen Felsabhängen vorüber, durch Tunneln, über Brücken führt der Schienenstrang, bis er bei 750 Meter Höhe (*Montenegro*) den höchsten Punkt erreicht hat. Dann senkt sich die Bahn hinab nach der Ebene, in der *Santiago* liegt. War schon unterwegs bis *Uai-Uai* die Kontrolle des Bahnschaffners sehr schwach gewesen, so hörte sie hinter *Uai-Uai* überhaupt auf. Daß man in Chile halb oder fast erwachsene Kinder bahnfrei mitnehmen darf, war mir auch neu. So hatte eine Frau in meiner Nähe einen vierzehnjährigen Jungen bei sich. Dem Zugkontrollleur erklärte sie ganz einfach, daß sie für den Jungen kein *boloto* habe; der *niño* (!), schon mit *Wartanflug*, fahre mit ihr, und der Schaffner war mit dieser Erklärung völlig zufrieden.

Der Zug fährt nun auf der fruchtbaren Hochebene von *Santiago* dahin. Die Wüste mit ihren Kakteen liegt hinter uns. Näher tritt die *Hochcordillera*. Sie macht, von weitem gesehen, einen ernsten Eindruck. Die gewaltige, kahle, ausgebrannte, fast senkrecht abfallende Bergmasse wirkt, von hier aus gesehen, nicht erfreulich. Auch die da und dort an den Berghängen auftauchenden Schneeflächen vermögen das Bild nicht anziehender zu machen, ihm nicht den eigentümlichen Reiz zu verleihen, der z. B. unsern Alpen eigen ist. Als wir uns der *Kapitale* näherten, und sich die Bergwand der *Cordillera* so klar und scharf im Hintergrunde der Stadt abhob, suchte ich in meiner Erinnerung unwillkürlich nach einem Vergleich für das sich meinen Augen darbietende Naturbild, und ich fand, daß bei einiger Phantasie die Lage von *Santiago* mit der von *Innsbruck* verglichen werden könnte, nur liegt dieses noch schöner, und die Alpen mit ihren grünen Matten bilden eine herrlichere Umrahmung, als sie die *Cordillera Santiago* gewährt.

Mit der obligaten Verspätung, aber heute ohne weitem Unfall, fahren wir in den großen Zentralbahnhof ein, den größten und schönsten in Chile. Ein lebhaftes Treiben entwickelt sich hier. Ich suche mir einen Wagen, da ich mit der Fahrrihtung der elektrischen *Trams* nicht bekannt bin, und eile, mein Quartier zu erreichen. Durch unendlich lange Straßen, meist von West nach Ost laufend, die wieder rechtwinklig von andern Straßen geschnitten werden und sogenannte *Manzanas*, Häuserblocks, bilden, auf einem Pflaster, so holprig

und schlecht, daß man im Wagen förmlich herumgeschleudert wird, fahre ich meinem Ziele zu. „Wahre Muster sorgfältig rein gehaltener, wohl gepflegter Straßen,“ wie frühere Berichte rühmend hervorheben, sind die Verkehrswege, auf denen ich fahre, wahrhaftig nicht. Sogar die Chilenen selbst beschreiben das Straßenpflaster ihrer Kapitale wie folgt: „Wenn es irgendeine Sache gibt, in der alle Chilenen untereinander einig sind, so ist es die schlechte Straßenpflasterung von Santiago, ein Pflaster, worin wir tatsächlich versinken.“ (El Mercurio, 15. August 1903.) Wenn solches schon die Chilenen selbst zugeben, so mag man sich einen Begriff von dem wirklichen Zustande ihrer Straßen machen. Diese illustrieren am besten la decadencia, den Niedergang des Landes. Ich bin ordentlich froh, als ich endlich der Qual des Schüttelns enthoben mich in Muße zu Fuß der allgemeinen Besichtigung der Stadt zuwenden kann. Sie liegt 535 Meter über dem Meere und ist wegen der Bauart ihrer meist nur zweistöckigen Häuser ganz ähnlich wie Concepcion enorm ausgedehnt.

Mit ihren 320 000 Einwohnern nimmt die Stadt einen Flächenraum ein, der an Paris heranreicht. Den Mittelpunkt des Verkehrs bildet die Plaza de Armas. Hier laufen die Fäden des hauptstädtischen Lebens zusammen. Die Plaza ist sauber angelegt, sorgfältig in ihrem Gartenschmuck unterhalten, jedoch für die Größenverhältnisse der Stadt von mäßigem Umfange. Das stattliche Postgebäude und einige andre Regierungsbauten flankieren die Nordseite, und ein mächtiger Bau, der in seinem obern Stockwerk den deutschen Klub beherbergt, mit Passagen und einer Menge von Läden unter Arkaden, nimmt die Ostseite der Plaza ein. Den Westen schließt die Kathedrale, in der sich in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das bekannte fürchterliche Brandunglück zutrug, mit dem erzbischöflichen Palast ab; im Süden steht das Hotel de Francia, ebenfalls mit einer Menge von Arkaden und Läden. Die ganze Plaza macht mit ihren Springbrunnen und der südlichen Flora einen ausgezeichneten Eindruck. Abends, wenn die Musik spielt, die elegante Welt auf der in elektrischem Licht erstrahenden Plaza Corso geht, entwickelt sich hier ein eigentümlich reizendes, echt südamerikanisches Bild.

Mitten in der Stadt, in merkwürdiger Zerklüftung, erhebt sich aus eruptivem Gestein gebildet der etwa hundert Meter hohe Felsen Santa Lucia. Von ihm aus hat man eine unvergleichliche Aussicht auf Stadt und Landschaft Santiago. Dieser merkwürdige Felsen, ein Unikum Santiagos und der Stolz seiner Bewohner, ist nach und nach in eine gefällige Anlage umgeschaffen worden. Wasserwerke spielen am Fuße dieses mächtigen Porphyrblocks, und hübsche, schattige Wege führen um ihn herum. An Restaurationen ist auf Santa Lucia auch kein Mangel, und bis hinauf auf die Spitze des Felsens hat die Kunst der Gärtner für Blumenanlagen gesorgt.

An den Cerro de Santa Lucia stößt die beliebteste Promenade der Stadt, die Alameda de las Delicias. Sie ist fünf Kilometer lang, über dreißig Meter breit und führt bis zum Hauptbahnhof hinunter. Pappeln, Alamos, von denen der Name Alameda stammt, sind jedoch hier nicht vorhanden. Möglich, daß früher einmal solche dagestanden haben; jetzt ist die Alameda in ihrem obern, gegen den Cerro hin liegenden Teile mit Buchen, Akazien und Eichen bepflanzt.

Den Hauptweg in der Mitte flankieren kleine, rasch fließende Bächlein, die ihr trübes Wasser vom Mapocho her beziehen. Am Rande dieser Bächlein ist die Zentralallee mit Holz- und Steinbänken versehen, die zum Ruhen unter den dichtbelaubten Bäumen einladen. Auch Musikpavillons sind vorhanden, und manchmal des Abends wird da konzertiert. Ferner trägt die Alameda verschiedene Denkmäler von Männern, die sich um die Entwicklung Chiles verdient gemacht haben. Sehr theatralisch wirkt u. a. das Reiterstandbild des Generals O'Higgins mit der Devise: *A mis muchachos! Vivir con honor o morir con gloria!* (An meine Jungen! Mit Ehre leben, oder mit Ruhm sterben!) Dieser Mann hatte wirklich viel geleistet, wurde aber 1823 zur Abdankung getrieben; so kam der bekannte Dank des Vaterlandes etwas spät. Der untere Teil der Alameda, vorwiegend mit Eichen und Akazien bepflanzt, scheint jüngeren Datums zu sein. Der ganze lange, mit elektrischem Licht beleuchtete Weg gewährt Abends einen wirklich schönen Anblick.

Die von der Plaza nach allen Himmelsrichtungen ausgehenden Straßen verdienen nur in ihren oberen Abschnitten wirkliches Lob. Mancherlei Prachtbauten, private wie öffentliche Gebäude, unter diesen besonders die Moneda, der Sitz des Präsidenten der Republik, und die Camera de Diputados mit schönem, wohlgepflegtem Garten, liegen im zentralen Teile der Stadt und können sich würdig europäischen Palästen zur Seite stellen; im allgemeinen aber herrscht in der Architektur Santiagos eine große Einfachheit vor. Immerhin ist bei vielen Häusern wenigstens das Wellblech nicht so aufdringlich verwandt wie in den übrigen Städten des Landes. Je mehr man sich aber vom Zentrum der Stadt entfernt, desto mehr nimmt diese den Charakter des Dorfes an, desto salopper wird das ganze Leben. Ja sogar unter den Bauten, die die Alameda flankieren, gibt es viele Häuser, die eher aufs Dorf als in eine Stadt gehören, so zerfallen, elend und unsauber sehen sie aus.

Sehr billig und wirklich gut ist der elektrische Tramverkehr. Von der Plaza aus kann man für 5 Centavos erster und für 2½ Centavos zweiter Klasse (diese oben auf dem Deck des Wagens und von den ärmern Schichten der Bevölkerung stark benützt) nach allen Richtungen der ausgedehnten Stadt hinfahren. Kanalisation hat Santiago bis jetzt noch nicht. Eine große Menge von Wasserläufen, Acequias, fließen unter den Häusern und Straßen hin und führen die Abfallstoffe fort. Man kann sich vorstellen, wie dieses Wasser, das dem bei Santiago vorbeifließenden und dort eingebämmten Andenflusse Mapocho entnommen ist, oft riecht. Asphaltierung der Straßen, vor allem aber die dringend nötige Kanalisation ist für Santiago schon längst projektiert. Aber die Politik, dieses Krebsübel des ganzen öffentlichen Lebens in Chile, hat die besten Absichten wirklicher Patrioten bis jetzt immer zu vereiteln verstanden, und so wird der augenblicklich tiefe Stand der hygienischen Verhältnisse von Chiles Hauptstadt wohl noch lange andauern.

Auffallend groß ist die Zahl von verstümmelten Menschen, Männern, Frauen und Kindern, denen man in den Straßen Santiagos sowohl wie in andern Städten Chiles begegnet. Da kriechen die armen, oft fußlosen Geschöpfe auf den Bürgersteigen umher, dort humpeln andre auf Krücken; armlose

Menschen treten uns entgegen, und erschreckend groß ist die Menge der Blinden. Wieviele dieser bedauernswerten Wesen mögen wohl infolge der hier massenhaft vorkommenden Geschlechtskrankheiten das Licht der Sonne nie erblickt haben? Ein großer Teil der Erblindungen dürfte aber zweifellos auf Rechnung der Komplikationen von Pocken (Variola) zu setzen sein, die hier von Zeit zu Zeit epidemisch mehr oder weniger stark grassieren. Einen Impfwang gibt es leider in Chile nicht, und die Pocken kann man deshalb wie den Typhus als endemische Krankheiten des Landes bezeichnen. Diese schlimmen Geißeln des schönen Landes, die jährlich so viele Opfer fordern, könnten durch geeignete, streng durchgeführte Maßregeln zum mindesten auf ein Minimum gebracht werden, würde wirkliche Gewissenhaftigkeit, gepaart mit Humanität und nicht Phrasentum und die elendeste Politik die Behörden leiten, würden sich die verantwortlichen Kreise endlich einmal ihrer Verantwortung bewusst. Die Erkenntnis, daß ein Menschenleben eine wertvolle Summe lebendiger Kraft, ein Kapital für die Allgemeinheit in des Wortes schönster Bedeutung vorstellt, ist den Machthabern Chiles noch nicht aufgedämmert. Es wird in der nun einmal eingerissenen Liederlichkeit fortgewurstelt. Für die Armen, die Blinden, die Elenden, die Verlassenen und Kranken wird nicht oder doch nur in der denkbar ungenügendsten Weise gesorgt. Darüber später mehr. Und trotz alledem ist der ärmste Teufel von Chilene kein zudringlicher Bettler, wie sich solche z. B. in Südeuropa, in Italien, Spanien, Portugal so breit machen. Der Blinde sitzt da auf einem niedern Schemel und wartet auf eine Gabe. Sein treuester Freund ist nicht der Mensch, sondern das Tier. Ein Hund ist sein Wächter, sein Leiter, wenn er von Ort zu Ort zieht. Wahrlich, diese Tieresliebe, diese Tieresanhänglichkeit und Treue ist beschämend für den gutsituierten Menschen, der hier für seinen unglücklichen Bruder so wenig Herz zeigt. Wenn alles und alle einen Menschen verlassen, nur Robeit der Gesinnung sich gegen den oft unschuldig in Ungemach geratenen äußert — auch bei uns in Europa —, die Liebe eines Tieres bleibt dem Armen noch und wirkt versöhnend.

Sonst aber ist der Verkehrston, auch zwischen Personen des verschiedensten Bildungsgrades, durchaus höflich, zuvorkommend. Und dieser Ton wirkt auf den Fremden um so angenehmer, wenn er sich an die oft rüpelhafte Art des Benehmens seiner eignen Landsleute in der Heimat erinnert. Hier gibt es kein Angeschmaltzwerden, keinen beleidigenden Unteroffizierston höherer oder niederer Beamten; alle befleißigen sich der größten Liebenswürdigkeit, und diese, ob nun echt oder unecht, verbunden mit einem natürlich heitern Wesen, verfehlt nicht, den besten Eindruck hervorzubringen. Die Gastfreundschaft der Chilenen berührte mich auch in ihrer Hauptstadt sehr wohlthuend und half mir leichter über die ersten schwierigsten Tage meines dortigen Aufenthalts hinweg.

Natürlich dominiert in Santiago das reine Chilenentum. Die fremden Kolonien, darunter die deutsche mit etwa dreitausend Seelen, verschwinden in der Menge der Eingebornen. Die deutsche Kolonie, die eigne Kirche und Schule besitzt, hat etwas mehr geistiges Leben wie die von Valparaiso. Es wirken in Santiago an der Universität wie auch an dem sogenannten Pädagogium, einer staatlichen Anstalt zur Heranbildung von Lehrern, eine Reihe von Deutschen,

teils direkt aus Deutschland berufen, teils von deutsch-chilenischer Herkunft. Ihre Zahl nimmt jedoch ab, da sich Chile in dieser Richtung von Deutschland zu emanzipieren sucht und neuerdings — mit Recht, wie ich gestehn muß — auch die Zulassung von wissenschaftlich gebildeten Leuten (Ärzten usw.) zum Wettbewerb mit den eignen Landeskindern einschränkt. Chile war in dieser Richtung bis in die kürzeste Zeit äußerst liberal. Für die Fremden waren die Vorschriften gleichsam nur der Form halber da. Das anwidernde Streben vieler aber, die sich in wenig wählerischer Weise so rasch wie möglich bereichern und dann dem Lande, dessen Bevölkerung sie meisterlich auszuzugaun verstanden, so rasch wie sie gekommen den Rücken kehren, mag wohl einer der Hauptgründe dafür sein, daß die Liberalität gegen die akademisch gebildeten Ausländer, besonders deutscher Provenienz, etwas eingeschränkt worden ist.

Die Hauptstadt ist auch Garnisonort für die verschiedenen Waffen- und Truppengattungen. Der kommandierende General ist ein Deutscher. Auch im chilenischen Generalstabe ist das Deutschtum vertreten. Das Militär selbst trägt den Stempel deutscher Lehrmeister. Schon die Uniformierung ist ganz nach deutschem Vorbilde geschaffen, und was die Exerzitzen der Soldaten anlangt, so muß ich bekennen, daß ich in Santiago wie an andern Orten der Republik so tadellose Manöver gesehen habe, wie sie die besten deutschen Truppen nicht besser hätten ausführen können.

Unsre Landsleute in Santiago zeigen rühmenswerten Fleiß und Unternehmungsgeist. Die Folge davon ist, daß die Deutschen der chilenischen Hauptstadt meist in guten ökonomischen Verhältnissen leben und sich allgemeiner Achtung erfreuen. Auch der Umgangston in der deutschen Kolonie ist dem chilenischen Beispiele jovialer Herzlichkeit gefolgt: er ist kameradschaftlicher als in Valparaiso und erinnert mehr an republikanische Gleichheit. Die Hochschule ebenso wie das Pädagogium und andre Bildungsstätten greifen hier nicht in dem Maße in das allgemeine Leben der Bevölkerung ein, wie dies z. B. in deutschen Städten der Fall ist. Dazu ist der Chilene viel zu indolent, von zu großer selbstgefälliger Zufriedenheit. Die Universitätsverhältnisse kann man mit deutschen überhaupt nicht vergleichen, und es wäre eine höchst undankbare Aufgabe, wollte ich auch nur den Versuch einer eingehenden Schilderung machen; ich würde bei meinen Landsleuten kein Verständnis finden. Trotzdem wird auch in Santiago gearbeitet und gelernt. Viele Chilenen runden dann ihre Fachstudien in Europa ab, wobei ihnen der Staat durch Gewährung von Subsidien äußerst liberal an die Hand geht. Eine hochachtbare Einrichtung besteht an Chiles Universität: Unterricht, Prüfung, Diplom, überhaupt alles ist frei, unentgeltlich. Dasselbe gilt für sämtliche staatliche Schulen. Schulzwang aber gibt es nicht. Das öffentliche Unterrichtswesen in den größern Städten des Landes bewegt sich dank der Santiaginer Normalschule für Lehrer und Lehrerinnen auf sehr achtungswerter Höhe. Auf dem Lande aber sieht es natürlich in dieser Richtung noch recht primitiv aus. Immerhin hat man an maßgebender Stelle die gute Absicht, das Schulwesen zu verbessern — falls es die Politik erlaubt. Die Deutschen haben schon seit langer Zeit dem chilenischen Volksunterricht durch die Errichtung von Schulen, die auch von Chilenen besucht werden, einen ge-

wissen Impuls gegeben und so außerordentlich viel zur Hebung der allgemeinen Volksbildung beigetragen.

An öffentlichen Anlagen ist, außer der Plaza de Armas, der Alameda und dem Cerro Santa Lucia, in und um Santiago kein Mangel. Da ist zum Beispiel die Quinta Normal, eine Art botanischen und zoologischen Gartens nebst Museum. Der zoologische Teil ist sehr dürftig und bietet nichts charakteristisches; dasselbe gilt, teilweise wenigstens, auch von den Gartenanlagen. Alles, auch das Museum, macht schon äußerlich den Eindruck, als wären zur richtigen Instandhaltung des Ganzen wenig Mittel vorhanden. An Wasser ist kein Mangel; auch einzelne kleine Seen sind vorhanden. Unsr heimischen Bäume wie Eichen und Silberpappeln sind neben Kastanien und verschiedenen Arten von Koniferen vertreten. Chilenische Araukarien, Palmen und Weiden, Bambusen und Filicinen wechseln mit Akazien, Schinus molle, Eukalypten und Magnolienbäumen in bunter Reihe ab. Das Grün der vielen Bäume wirkt außerordentlich angenehm auf das Auge, und der Duft der Blumen erfüllt die Luft mit Wohlgeruch. Viele Bänke unter schattigen Baumgruppen laden den Ruhebedürftigen zu beschaulicher Siesta ein. Alles in allem eben doch ein schönes Fleckchen Erde, trotz dem Mangel an guter Pflege.

Am südlichen Ende der Stadt breitet sich der Parque Cousiño aus. Gleich beim Eintritt trifft man auf einen großen freien Platz. Er dient den außerordentlich häufigen Pferderennen (Carreras) mit ihren obligaten Wetten, ebenso den militärischen Paraden. Die Anlagen des großen Parks sind bis auf wenig Abschnitte leider sehr schlecht unterhalten. Die subtropische Natur, hier viel zu sehr sich selbst überlassen, läßt in übermütiger Laune und Schaffenskraft alles durcheinander wuchern. Eine rühmliche Ausnahme in diesem natürlichen Wildparke macht die Partie um den wirklich hübsch angelegten See herum. Dieser bietet reizende Perspektiven auf seine grüne, waldartige Umgebung, und man überfieht deshalb den Defekt verschiedener Brücken leichter, die über einzelne Ausläufer der Wasseranlagen führen. In hehrer Majestät schaut die nahe Hochcordillera auf diesen Park herab, der durch chilenische Indolenz mehr und mehr verkommt.

Der große Friedhof, die einzige wirkliche Stätte der Ruhe für den hastenden, jagenden Menschen, ist sauber angelegt und gut unterhalten. Die Pinien- und Zypressenalleen mit ihrem tiefen Dunkelgrün passen stimmungsvoll zu dem Orte ewiger Ruhe. Wirkungsvolle Ausblicke auf die schneebedeckten Gipfel der Anden eröffnen einzelne Wege durch die Gräberstätte. Viele Familiengräber in der Form von größern oder kleinern Kapellen legen Zeugnis ab von der Wohlhabenheit ihrer Besitzer. Die vielfach auf italienischen Friedhöfen anzutreffende Überladung der Gräber mit Monumenten, eine gewisse auf den Beschauer wirkende Aufdringlichkeit in der Art ihrer Ausführung findet sich hier glücklicherweise nicht.

Ein voller Sonntag liegt über der Gegend; scharf und deutlich ist die Verteilung von Licht und Schatten in diesen subtropischen Breiten und ruft besonders schöne Bilder an diesem grünenden und blühenden Orte des Friedens hervor. Zahlreiche Kolibris in buntem, farbenschillerndem Kleide fliegen von

Blume zu Blume. Die Bewohner der Lüfte haben hier im Reiche der Toten eine geschützte Freistätte gefunden. Die schnelle Bewegung, das volle pulsierende Leben dieser zierlichen Tierchen — und als Gegensatz dazu die erhabne Ruhe des Erlösers Tod.



Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

(Fortsetzung)



Als sich der erste Sturm ihrer Aufregung bis zu einem gewissen Grade gelegt hatte, nahm Lady Blanchemain ihren vorigen Platz auf der Ottomane wieder ein und hieß John sich neben sie setzen.

Nun aber, begann sie in zutraulichem aber bestimmtem Tone, während aus ihren Zügen Seelengüte und bewundernde Teilnahme leuchteten, nun habe ich genau neun Millionen und neunundneunzig Fragen zu stellen, die du mir alle beantworten mußt, ehe du mich wieder los wirfst. Aber vor allen Dingen mußt du mir sofort ein Rätsel lösen, über das ich mir den Kopf zerbreche, seit du mir am Tor als Retter erschienen bist. Was in aller Welt, frage ich dich im Namen des gesunden Menschenverstandes, tußt du hier — warum hältst du dich in dieser weltabgeschiednen italienischen Zwingburg auf?

John lachte — man beschuldige mich verwünschter Wiederholungen, aber mir hat der Himmel einen lachenden Helden geschickt —, also John lachte und sagte: Oh, das hat mehrere Gründe, auch genau neun Millionen und achtundneunzig.

Nenne sie, befahl Lady Blanchemain, wenigstens den ersten und den letzten.

Gut, sagte er überlegend, ich glaube, der erste, der letzte und vielleicht auch der am meisten in der Mitte wird wohl das ganze gottbegnadete Ding sein! Dabei beschrieb er mit dem Arm einen Kreis in der Luft, der alles umfassen sollte, das Schloß mit seinem Inhalt und die Umgebung draußen.

Es liegt sehr schön, das will ich nicht bestreiten, gab Lady Blanchemain zu. Aber findest du nicht auch, daß es ein bißchen reichlich abseits liegt? Und ein bißchen hoch? Ich wohne im Viktoriahotel in Roccadoro und habe zu der Fahrt hierher andertthalb Stunden gebraucht.

Aber, entgegnete John mit einem schmeichelhaften Blick, da du dennoch hier bist, habe ich keinen Grund mehr, mich über diese Abgelegenheit zu beklagen. So wenig Orte sind tatsächlich abgelegen in diesen Zeiten und Zonen, fügte er in melancholischem Tone hinzu, als wären ihm alle Zeiten und Zonen nur zu bekannt.

Hm! sagte Lady Blanchemain, das ist klar. Bist du schon lange hier?

Warte einmal! Heute ist der 23. April. Ich kam, mag die Tatsache sagen, was sie will, am Feste aller Narren.

Absit omen! rief sie. Und wie lange beabsichtigst du hier zu bleiben?

D ich bin klug genug, mich nicht durch Pläne zu fesseln.

Überlegend, schätzend, berechnend schaute sie um sich.

Bermutlich kostet dich die Geschichte hier ein wahnsinniges Geld? fragte sie schließlich.

John lachte.

Nate, was es kostet — so ungefähr nach Tausenden.

Sie fuhr mit ihrer Einschätzung eine Weile fort und sagte dann: Eine Billion die Woche!

John triumphierte: Es kostet mich sechs Franken fünfzig den Tag — Wein eingerechnet.